

Biografisches

„Dass der Teufel einmal gesagt habe, er wolle alles sein auf der Welt, nur nicht Lehrbub.“

Eine kleine Erfahrungsgeschichte der Lehre anhand schweizerischer Selbstzeugnisse (1870 bis 1970)

Fabian Brändle

Einleitung

Sehr viele Männer und Frauen haben in jungen Jahren eine Berufslehre absolviert und dabei viel gelernt, aber auch allerhand Schabernack getrieben und unter der oftmals rigorosen Disziplin oder unter einem mühsamen Lehrmeister gelitten. Sie lernten, sich in eine Gruppe Gleichaltriger einzufügen, lernten fachlich und schulisch dazu, und sie lernten auch, ihre Rechte und Freiräume zu verteidigen. Mehrere Jahre lang standen sie in einer oftmals stark hierarchisch geprägten Betriebswelt zuunterst. Lehrjahre seien keine Herrenjahre, hieß es lapidar. Die Lehrlinge waren zumindest im ersten Lehrjahr oft schlicht und einfach Laufburschen, die angehalten wurden, für Kaffee oder auch für Alkohol und Pausenbrote zu sorgen.

Gleichzeitig war und ist eine erfolgreich absolvierte Lehre Sprungbrett für eine erfolgreiche Berufskarriere, sie ist Qualifikation und zugleich Angewöhnung an die Erfordernisse der Arbeitswelt, an Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Ehrlichkeit, aber auch an Geschicklichkeit, Kompetenzen, Theorien und Materialien.

Es erstaunt, dass die so prägende Lehrzeit bis anhin nicht zu den favorisierten Gebieten der Sozialgeschichte gehört, dies ganz im Gegensatz zum Fabrikalltag. Am meisten ist noch über die institutionellen Rahmenbedingungen bekannt, so beispielsweise über die schulische Berufsausbildung, die Lehrpläne mit ihren Fächerkombinationen sowie das deutschschweizerische „Duale System“¹ Werkbank/Schulbank mit seinen pädä-

1 Siehe beispielsweise Karlwilhelm Stratmann/Manfred Schlösser: Das Duale System der Berufsbildung. Eine historische Analyse seiner Reformdebatten. Gutachten für die Enquete-Kommission „Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000“ des Deutschen Bundestages, Frankfurt/Main 1990; Wolf-Dietrich Greinert: Berufliche Bildung im Spannungsfeld

gogischen und bildungsgeschichtlichen Implikationen.² In der Schweiz führten die meisten Kantone das „Duale System“ in den 1880er-Jahren ein. Initiator für die Reformen war der 1869 gegründete Schweizerische Gewerbeverband.³ Besonders verdient um die Geschichte der Berufsausbildung haben sich in verschiedenen Publikationen Günter Pätzold und Karlwilhelm Stratmann gemacht.⁴

politischer und ökonomischer Interessen – ein historischer Rückblick, in: *Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, 102 (2006), S.280-390; Herwig Blankertz: *Bildung im Zeitalter der Großen Industrie*. Berlin-Darmstadt-Hannover 1969.

2 Siehe beispielsweise Wolfgang Muth: *Berufsausbildung in der Weimarer Republik*, Wiesbaden 1985; Christina Benninghaus: *Die anderen Jugendlichen. Arbeitermädchen in der Weimarer Republik*, Frankfurt/Main 1999; Karlwilhelm Stratmann: „Zeit der Gärung und Zersetzung“. *Arbeiterjugend im Kaiserreich zwischen Schule und Beruf. Zur berufspädagogischen Analyse einer Epoche im Umbruch*, Weinheim 1992; Ders./Günter Pätzold/Manfred Wahle: *Die gewerbliche Lehrlingserziehung in Deutschland. Modernisierungsgeschichte der betrieblichen Berufsbildung*, 2 Bde., Frankfurt/Main 1993 und 2003; Rolf Seubert: *Berufserziehung und Nationalsozialismus. Das berufspädagogische Erbe und seine Betreuer*, Weinheim 1977; Theo Wolsing: *Untersuchungen zur Berufsausbildung im Dritten Reich, Kaiserslautern 1977. Zur Vormoderne mit ihren Handwerkstraditionen und Ritualen* siehe beispielsweise Elke Schlenkrich: *Der Alltag der Lehrlinge im sächsischen Zunft-handwerk des 15. bis 18. Jahrhunderts*, Krems 1995; Kurt Wesoly: *Lehrlinge und Handwerksgelesen am Mittelrhein. Ihre soziale Lage und ihre Organisation vom 14. bis ins 17. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 1985. Für die Schweiz ist die Forschung eher dünn. Wegweisend ist immer noch Gustav Frauenfelder: *Geschichte der gewerblichen Berufsausbildung der Schweiz*, Luzern 1938. Siehe auch Jean-Pierre Tabin: *Formation professionnelle en Suisse. Histoire et actualité*, Lausanne 1989; Ulrich Mägli: *Bibliographie zur Geschichte der Berufsbildung in der Schweiz*, Zürich 1982; Ders.: *Berufsausbildung in der schweizerischen Maschinen- und Metallindustrie 1918-1939*, Aarau 1989; Ders.: *Geschichte der gewerblichen und kaufmännischen Berufsbildung im Kanton Zürich. Von 1830 bis zur Gegenwart*, Aarau 1989; Kaspar Michel: *Berufsbildung im Kanton Schwyz. Die Geschichte der gewerblichen, landwirtschaftlichen und kaufmännischen Berufsausbildung*, Schwyz 1996; Lucien Mottu-Weber: *Apprentissage et économie genevoise au début du XVIIIe siècle*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 20 (1970), S.321-353. Zur Politisierung von Lehrlingen siehe Peter Niederhäuser: *Klassenkampf und Schulpolitik. Streikende Lehrlinge und „kommunistische“ Agitatoren an der Gewerblichen Berufsschule Winterthur 1926/27*, Winterthur 2001.

3 Siehe Philipp Gonon: *Lehre*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, www.hls.ch, (eingesehen am 10. Juni 2012).

4 Siehe zusammenfassend Günter Pätzold/Manfred Wahle: *Ideen- und Sozialgeschichte der beruflichen Bildung. Entwicklungslinien der Berufsbildung von der Ständegesellschaft bis zur Gegenwart*, Baltmannsweiler 2009; Karlwilhelm Stratmann: *Die Lehrvertragsfrage im handwerklichen Ausbildungswesen des 19. Jahrhunderts. Materialien zur Analyse eines*

Weit weniger wissen wir über den Erfahrungsraum „Lehre“, über die Art und Weise, wie junge Menschen die Lehrzeit erfahren haben und im biografischen Rückblick deuten. Darüber geben Selbstzeugnisse Auskunft. Die Historikerin Anja Dörfer hat zahlreiche deutsche Handwerkerautobiografien aus dem 19. Jahrhundert ausgewertet und dabei auch die Lehrzeit in den Blick genommen. Sie kommt zum Schluss, dass diese Lebensphase einschneidend war und zum handwerklichen Lebensplan gehörte.⁵ In meinem Aufsatz möchte ich anhand fünf exemplarisch ausgewählter schweizerischer Selbstzeugnisse skizzieren, wie junge Schweizer Männer von 1870 bis 1950 ihre Lehrzeit verbracht haben, mit welchen Problemen sie kämpften, welche kleinen Freuden sie genossen, wie sie als junge Männer im Kleinen „eigensinnig“⁶ Widerstand leisteten gegen die Disziplinierungsmaßnahmen der Betriebsleitung und der Schule und schließlich, wie sie mit ihrem Lehrmeister, dem Chef oder auch „Prinzipal“ auskamen.

*Erwin Walter (1863-1939), Bürolehrling:
„Ganz unten anfangen und tüchtig lernen“*

Erwin Walter stammte aus einer ziemlich armen, aber bildungsfreundlichen katholischen Kammacherfamilie. Er wurde im Jahre 1863 im soothurnischen Mümliswil geboren. Walter machte im späteren Leben beruflich und politisch Karriere, wurde Prokurist der örtlichen Kammfabrik sowie Kantonsrat für die Freisinnige Partei. In seinem umfangreichen Selbstzeugnis blickt er mit Stolz auf ein erfolgreiches, erfülltes Leben zurück, ein Leben, das mit einem Unfalltod kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges jedoch tragisch endete.⁷

Im Alter von nur zwölf Jahren trat Erwin Walter im Jahre 1875 als Lehrling in die Kammfabrik seines Cousins ein. Er war ein guter Schüler gewesen, beherrschte die deutsche Sprache, hatte bereits eine schöne Handschrift und konnte auch ganz passabel rechnen. Deshalb war er geeignet, eine kaufmännische Ausbildung im Büro zu absolvieren.⁸

bisher vernachlässigten Themas der Berufsbildungsgeschichte, in: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, 2 (1996), S.563-601.

5 Siehe Anja Dörfer: Autobiographische Schriften deutscher Handwerker im 19. Jahrhundert, Halle 1998.

6 Siehe Belinda J. Davis/Alf Lütcke (Hrsg.): Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen, Frankfurt/Main 2008.

7 Siehe Chlaus Walter (Hrsg.): Erwin Walter. Aus meinem Leben, 2 Bde., Meilen 2009.

8 Zur „Lebenswelt“ Büro siehe beispielsweise Theo Pirker: Büro und Maschine. Zur Ge-

Wie Erwin Walter schreibt, trat er seine Lehre mit „gedrückten“⁹ Gefühlen an. Die Bezirksschule in Balsthal war ihm lieb geworden, und er hatte sich nur ungerne von seinen Schulfreunden getrennt. Der Inhaber der Kammfabrik hatte ihm nämlich anlässlich der Anstellung mitgeteilt, „ich müsse nun mit der Arbeit ganz unten anfangen, damit ich alles tüchtig lerne“.¹⁰ Vorerst müsse er als Lehrjunge Kämmen verpacken, erst später dürfe er endlich im Büro arbeiten. Das passte dem Jugendlichen gar nicht, denn nach zwei Jahren Bezirksschule hatte er es ziemlich „hoch im Kopf“.¹¹ Später sah er jedoch ein, dass der Chef richtig gehandelt hatte, ihn zuerst in die Abläufe einzuführen.

Der Lohn betrug einen Franken pro Tag. Das Geld gab Walter zu Hause ab, das war damals üblich so. Die Mutter führte ein Wirtshaus und hatte schwer zu kämpfen. Sie ging später Konkurs.

Wie sah Walters Arbeitsalltag zu Beginn aus?

„Ich lernte nun Kämmen verpacken und die Nummern aufschreiben; nebenbei musste ich beim Reinigen des Büros helfen und im Winter heizen; ebenso musste ich den Postkarren stoßen und die Briefe und Pakete von der Post abholen. Als einzige Büroarbeit wurden mir die Registratur des Kopierbuches und das Schreiben der Adressen und die Zolldeklarationen übertragen. Am ersten Januar 1878 konnte ich schon die Führung der Portokasse übernehmen.“¹² Die Arbeiten fielen Erwin Walter leicht, alleine, er hatte oft Langeweile und wünschte sich nach der Schule zurück. Die relative Eintönigkeit des Büroalltags setzte ihm zu. Er sehnte sich nach einer höheren Schule, ein Sehnen, das keine Erfüllung finden sollte.

Der Chef, August Hadolin Walter-von Rohr, war ein fähiger, innovativer Unternehmer. Er war ein Menschenfreund, streng, aber korrekt. Er litt jedoch an einer schweren Nervenkrankheit und beging am 31. Juli 1878 in seinem Schlafzimmer Selbstmord, was im Dorf große Bestürzung auslöste.

In der Prokurei waren auch zwei Frauen beschäftigt. Erwin Walter meint, die Belegschaft habe aus lauter „guten und zuverlässigen“¹³ Leuten bestanden. Die Geschäfte gingen jedoch schlecht, nicht zuletzt, weil billige, ma-

schichte und Soziologie der Mechanisierung der Büroarbeit, der Maschinisierung des Büros und der Büroautomation, Basel 1962.

9 Walter (Hrsg.), Erwin Walter, S.33.

10 Ebenda.

11 Ebenda.

12 Ebenda, S.34.

13 Ebenda, S.35.

schinell angefertigte französische Käämme den schweizerischen Produkten unliebsame Konkurrenz machten.

Erwin Walter stieg langsam auf, im Jahre 1879 war er schon „Fakturengehülfe“¹⁴ und erhielt eine Lohnerhöhung. Der neue Prinzipal war jedoch dem Lehrjungen vorerst nicht freundlich zugetan. Später änderte sich sein Verhalten, und er behandelte den fleißigen Lehrling wohlwollender, ja sogar als seinen „Schützling“¹⁵. Walter schrieb dazu: „Man kann sich denken, dass mich dieses Zutrauen mächtig anspornte, fleißig meine Pflicht zu erfüllen. Dabei kam mir wohl zustatten, dass ich Tag für Tag an der Verbesserung meiner Handschrift arbeitete und es im Laufe der Zeit zu einer guten Schrift brachte.“¹⁶

Nachdem der Buchhalter das Büro verlassen hatte, oblagen Walter sämtliche Buchhaltungsarbeiten, eine große Aufgabe für einen noch nicht einmal Zwanzigjährigen. Der alte Buchhalter Lüdlin war Walter ein Vorbild gewesen in seinem Fleiß, seiner Genauigkeit und seinem sauberen Arbeiten. Er ließ seinen jungen Kollegen in Ruhe arbeiten und reklamierte nicht dauernd, wenn einmal ein Fehler passierte. Das Vertrauen machte sich bezahlt, denn Erwin Walter lernte bald selbstständig zu arbeiten. Auch der Nachfolger Lüdins, Thalesius Ackermann, mischte sich nicht in Walters Wirkungskreis ein, führte die doppelte Buchhaltung ein und war froh, dass Walter die Fakturen anfertigte und bald auch die Korrespondenz auf Französisch erledigte. Für Erwin Walter war das Erlernen der doppelten Buchhaltung ein großer Gewinn. Wie er anmerkt, dauerte zwar die eigentliche Lehrzeit nur drei Jahre. Er brauchte aber etwa sieben Jahre, bis er wirklich sämtliche Aufgaben selbstständig erledigen konnte.¹⁷ „Für mich traf es sich besonders gut, dass ich unter tüchtigen schweizerischen und deutschen Vorgesetzten bestehen konnte, denn dadurch wurde mir manche nützliche Anregung zuteil, die nicht in mancher abgelegenen Landfabrik zu finden ist.“¹⁸

Erwin Walter bildete sich auch weiter, indem er viel las. Es packte ihn regelrecht die „Lesewut“¹⁹. Namentlich der Brockhaus interessierte ihn, aber ebenso leichte Lektüre wie „Rinaldo Rinaldini“ und die geheimnisvoll-erotischen Romane Eugène Sues. Walter lernte zudem Stenographie,

14 Ebenda.

15 Ebenda, S.39.

16 Ebenda.

17 Ebenda, S.45.

18 Ebenda, S.46.

19 Ebenda, S.40.

als erster junger Mann des Dorfes, wie er stolz anfügte.²⁰ So streng und sorgfältig Erwin Walter arbeitete, so gerne genoss er seine Freizeit mit Freunden und haute auch einmal auf den Putz. Die Mümliswiler „Knabenschaft“ unternahm gemeinsame Spaziergänge, man sang und jodelte, stahl Birnen und Äpfel, maß die Kräfte im Ringen und Schwingen und warb um gleichaltrige Frauen: „Dieses Dorfbubenleben war eine herrliche Zeit, an die sich jeder, der dabei war, noch heute mit herzlicher Freude erinnert.“²¹

Erwin Walter fand also einen Ausgleich zum strengen, von Genauigkeit geprägten Arbeitsalltag, indem er mit Gleichaltrigen um die Häuser zog. Das Herumstreifen und der gemeinsam betriebene Sport waren der körperlichen Fitness zuträglich und dienten sicherlich zugleich als Ventil für angestaute Kräfte. So gesehen wirkte das Büro zwar disziplinierend auf den Lehrling, doch bewahrte sich Erwin Walter Freiräume, um seine jugendliche Lebenslust ausleben zu können.

Paul Stähli (1873-1962), Schlosserlehrling: Lehrling statt Bauernknecht

Paul Stähli wurde am 31. Dezember 1873 in Madretsch bei Biel geboren. Seine Mutter war Lehrerin, eine „temperamentvolle, energische Frau“²². Der intelligente Vater, ein ehemaliges Verdingkind in Trachselwald (Kanton Bern), war nach Absolvierung einer kaufmännischen Lehre Buchhalter in recht gehobener Position. Er verstarb aber früh, im Jahre 1880, sodass die Mutter die vier Kinder alleine aufziehen musste. Sie versuchte, sich und die Kinder mit einem Laden durchzubringen, der sich aber nicht recht rentieren wollte. Da die Mutter den Kindern aus eigener Kraft nicht mehr den Lebensunterhalt sichern konnte, wurden sie bald verdingt, das heißt, von den Behörden bei Pfingeltern gegen eine Entrichtung von Kostgeld untergebracht: „Viel Kostgeld wurde ja nicht bezahlt, weil Verdingkinder in der Regel von solchen Bauern aufgenommen wurden, bei denen sie Gelegenheit hatten, ihren Unterhalt mit Arbeiten zu verdienen.

20 Ebenda, S.55.

21 Ebenda, S.39. Zu den auf die Vormoderne zurückgehenden, manchmal auch gewalttätigen „Knabenschaften“ siehe Gian Caduff: Die Knabenschaften Graubündens. Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, Chur 1932.

22 Paul Stähli: Im Wandel der Zeit. Vom Verdingbub zum Gewerkschaftssekretär, Aarau 1954, S.13. Zu Stähli siehe auch Fabian Brändle: Paul Stähli – Verdingkind, Schlosser, Gewerkschaftssekretär, in: Seebutz. Heimatbuch des Seelandes und Murtenbiets, 61 (2011), S.109-116.

Wie ich später in Erfahrung bringen konnte, wurden für die ersten Jahre Fr. 70.- und später nur noch Fr. 50.- per Jahr als Kostgeld bezahlt,²³ schrieb Stähli später.²³

Als Zehnjähriger musste Paul Stähli im Jahre 1883 die Familie verlassen. Den Bestimmungsort nannte er nicht, er wollte wohl nicht, dass man Nachforschungen anstellt. Die Pflegeltern waren schon über 50 Jahre alt, die Pflegemutter klein und resolut, der Pflegevater robust und gutmütiger. In Stählis Worten führte indessen die aufbrausende, geizige und manchmal gemeine Frau das Regiment. Die Kost „war sehr einfach, jedoch genügend, obwohl ich als Liebhaber des schmackhaften Bauernbrottes davon öfters gerne mehr empfangen hätte. Morgens gab es dünnen Kaffee mit Rösti, welcher, wahrscheinlich um das Fett zu strecken, während der Zubereitung stets ein wenig Wasser beigegeben wurde. Nach damaligem Brauch wurde die Rösti gemeinsam aus der Platte gelöffelt.“²⁴

Abends gab es jahraus, jahrein gesottene Kartoffeln. Das knusprige Bauernbrot war um einiges teurer als Kartoffeln und wurde daher seltener und stets altbacken gereicht. Der Pflegevater merkte zwar, dass der Junge gern mehr Brot gegessen hätte, war aber zu schwach, um sich durchzusetzen. So trank der Kleine manchmal heimlich Milch während des Melkens. An die strengen alltäglichen Arbeiten in Küche und Stall gewöhnte sich der kräftige, robuste Kleine recht schnell. Einzig das Furchenhacken überstieg öfters seine Kräfte. Sauer stieß dem Buben auch auf, dass ihn die Pflegemutter nicht mit dem Vornamen anredete, sondern nur „Bueb“²⁵ rief. Wie bei anderen Verdingkindern auch, so dem Luzerner Kasimir

23 Stähli, Wandel, S.14.

24 Ebenda, S.16.

25 Ebenda, S.17. Zu Verdingkindern siehe beispielsweise Brigitte Balz: *Kinder ehemaliger Verdingkinder. Umgang mit Mangel*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Basel, Basel 2007; Sibylle Katja Bossart: „Die Liebe zu diesen wehrlosen Kleinen drängte uns sehr!“ *Das Kost- und Pflegekinderwesen in Appenzell Ausserrhoden zwischen Wohltätigkeit und Sozialdisziplinierung 1907-1943*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Zürich 2005; Mirjam Häslar: „Die irrige Auffassung, ein Pflegekind sei ein Verdienstobjekt“: *Das Kost- und Pflegekinderwesen im Kanton Basel-Stadt im 19. und im frühen 20. Jahrhundert*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Basel, Basel 2005; Miriam Isenring: *Zwischen Gesetzen, der Kostenfrage und guten Absichten. Die gesetzliche und praktische Entwicklung des Kost- und Pflegekinderwesens im Kanton St. Gallen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Zuzwil 2008. Eine ausgezeichnete Pionierarbeit ist Marco Leuenberger: *Verdingkinder. Geschichte der armenrechtlichen Kinderfürsorge im Kanton Bern 1847-1945*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Fribourg, Bern 1991.

„Kasy“ Kunz,²⁶ machte dies die Geringschätzung deutlich, auch den Umstand, eben doch nicht so recht zur Familie dazuzugehören und nur eine billige Arbeitskraft zu sein, ein „Bueb“ eben.

Stähli ging gerne zur Schule und lernte leicht. Die Schule war ihm Abwechslung, und er mochte die allseits beliebte Lehrerin, die man damals „Lehrgotte“ nannte. Doch konnte Stähli der Arbeit halber häufig nicht die Schule besuchen: „Die grosse Zahl unentschuldigter Absenzen beweist drastisch, wie damals ein Verdingkind ausgenützt wurde, und wie wenig man sich um dessen geistige Entwicklung kümmerte.“²⁷ Zudem durfte der Schüler nur so lange aufbleiben und lernen, bis die Pflegemutter ins Bett ging. Daher konnte er selten alle Aufgaben gründlich erledigen. Abends hatte er zudem dem Pflegevater die Zeitung vorzulesen. Dies dürfte seine Neugierde gefördert haben.

Wie für viele andere Verdingkinder schien ein Lebensweg als Knecht oder als „Fabrikler“ (Fabrikarbeiter) vorgezeichnet. Doch wollte der willensstarke Stähli unbedingt eine Lehre absolvieren, einen handwerklichen Beruf erlernen also. Es war die Mutter, die sich sehr dafür einsetzte, für ihre Söhne eine Lehrstelle zu besorgen. Allerdings konnte sie für das damals noch übliche Lehrgeld nicht aufkommen, und die Heimatgemeinde versagte die Unterstützung. „Wir hätten billige Knechtlein geben sollen“,²⁸ dessen war sich Stähli durchaus bewusst. Auch der Pfarrer wollte dem Jungen kein ordentliches Zeugnis ausstellen, auch er hätte Paul Stähli am liebsten auf einem Bauernhof der Umgebung gesehen.

Erst einmal sollte Stähli bei seinem als Geizhals verschrienen Onkel eine Lehre als „Remonteur“ (Uhrenmacher) anfangen. Anstatt Uhren anzufertigen, musste Stähli jedoch oft den Garten besorgen und Pferdeäpfel einsammeln, Holz sägen und Waren in den Verkaufsladen tragen. Das verleidete ihm auf die Dauer die Arbeit, zumal ihm das Hantieren mit dem kleinen Werkzeug nicht so lag und ihn der mürrische Onkel deswegen oft kritisierte. Gelegentlich kam ihm daher das Angebot einer kleineren Uhrenfabrik, als „Mädchen für alles“ anzufangen. Wieder musste Stähli im Garten arbeiten. Die Fabrik mit rund 20 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern war dem eidgenössischen Fabrikgesetz von 1877 unterstellt, sodass

26 Siehe zu Kasimir Kunz: Fabian Brändle: „Nach der kirchlichen Totenfeier, die ernst und schwer war, ging es zum frohen Leichenmahl ins Restaurant Hirschen.“ Ländliche Luzerner Bubenwelten der 1930er- und 1940er-Jahre, in: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern, 30 (2012), S.87-100.

27 Stähli, Wandel, S.31.

28 Ebenda, S.63.

die maximale Arbeitszeit elf Stunden pro Tag betrug. Die Arbeiterinnen und Arbeiter aßen und schliefen auf dem Fabrikgelände, was damals noch durchaus üblich war. Im Speisesaal herrschte „nicht die beste Ordnung“.²⁹ Manchmal entleerte ein übermütiger Arbeiter die Röstli auf dem Tisch. „Die Röstli wurde dann mit dem Löffel oder auch mit der bloßen Hand in die Teller befördert.“³⁰ Einige Arbeiter gaben „banale Witze“ zum Besten. Nach dem Zahntag hielt jeweils König Alkohol Hof. Sonntags musste Stähli Bier besorgen und wurde wie schon als Verdingbub mit Alkohol abgefüllt, sehr zum Späße der Trinkenden. „Die Moral dieses Fabrikproletariats hatte unter solch misslichen Verhältnissen viel gelitten.“³¹ Unter diesen Umständen wollte Stähli nicht weiter bleiben, obwohl er ein gutes Verhältnis zum Sohn des Patrons aufgebaut hatte. Er suchte weiter eine Lehrstelle, stellte sich vor, wurde enttäuscht, bis es endlich klappte.

In einem Seeländer Dorf fand Paul Stähli eine Lehrstelle als Schlosser. Er hatte nicht weniger als 13 Stunden pro Tag zu arbeiten, samstags zehn. Die Werkstatt war einfach eingerichtet, es fehlte an modernem Gerät. Doch der Meister war ein erfahrener Berufsmann, und die Meisterin war gut zum jungen Lehrling und verköstigte diesen ausreichend. Zuerst wollten Stähli die Dinge noch nicht so recht gelingen, der Umgang mit Hammer und Amboss wollte eben gelernt sein. Der Meister reagierte anfangs mit Humor und Geduld, sodass Stähli sein Selbstvertrauen nicht verlor und Fortschritte machte. Doch übermannte den Meister später oft der Jähzorn und er schimpfte wie ein Rohrspatz: „E dümmere Donnerwetter als du eine bisch ha-n-i mygottseel no nie gha; do isch de dr letzt Lehrbueb, dr Moser Fritz, e-n andere Bursch gsy!“³² Zuerst litt Stähli unter diesen Schimpftiraden, zwar gewöhnte er sich bald daran, aber: „Vor seinen Erregungen hatte ich stets einen heiligen Respekt, und war immer froh, wenn wieder Ruhe eingekehrt war.“³³

Schlossermeister waren damals in einer schwierigen Situation. Ihr Hauptauskommen, das Fertigen von Kochherden, geriet unter den Druck der Fabrikproduktion, zudem war die Konkurrenz groß, auch auf dem Lande. Andererseits gaben die Bauern zu dieser Zeit ihre alten steinernen Kochherde auf und ersetzten diese durch moderne eiserne. So konnte Stähli Meister in der Umgebung einen treuen Kundenstamm aufbauen. Vie-

29 Ebenda, S.67.

30 Ebenda.

31 Ebenda, S.68.

32 Ebenda, S.77.

33 Ebenda.

le Kleinbetriebe konnten jedoch nur durch Selbstausschöpfung und ausgeprägte Sparsamkeit bestehen: „Mit seinem unübertrefflichen Arbeitseifer ging mir der Meister stets mit gutem Beispiel voran. Sein Sparsinn war sehr gut entwickelt. Wenn es ihm gelang, aus altem Eisen etwas Neues herzustellen, war er glücklich.“³⁴

Wenn die Meisterin bemerkte, dass Stähli unzufrieden war, versuchte sie ihn zu trösten und aufzuheitern. Sie sorgte also für etwas Wärme im strengen Alltag. Die Arbeit ging nie aus. So musste Stähli am Sonntagmorgen die „Budike“ aufräumen und putzen. „Dies genierte offenbar den Meister nicht, denn er war kein Kirchgänger und schickte mich auch nie in die Predigt.“³⁵

Sonntags hatte Stähli also nur nachmittags frei. Stets war er knapp bei Kasse, erhielt er doch nur zwanzig Rappen Taschengeld pro Tag. Er stand in aller Frühe auf, um auf eigene Rechnung kleinere Reparaturarbeiten zu übernehmen und somit einige Rappen zusätzlich zu verdienen. So schufte Stähli noch mehr und stimmte mit einem damals populären Sprichwort überein, „dass der Teufel einmal gesagt habe, er wolle alles sein auf der Welt, nur nicht Lehrbub“.³⁶ Einmal demütigte der Meister den Lehrling schwer. Stähli fragte, ob der Meister ihm nicht neue Kleider anschaffen könne. Dieser lehnte ab und antwortete schnöde, er könne nichts dafür, dass Stähli ein „Armleutebub“ sei. „Diese Äußerung meines knauserigen Meisters kränkte und deprimierte mich so sehr, dass ich zu Tränen gerührt wurde und diese Demütigung nie vergessen konnte.“³⁷

Das Zitat zeigt auf, wie sensibel das ehemalige Verdingkind Paul Stähli auf Erniedrigungen reagierte.

Lehrlinge waren damals der Willkür des Meisters ausgeliefert. Das gilt auch für Paul Stähli, der nur einen mündlichen Vertrag aufweisen konnte. Wehren konnten sich Lehrlinge kaum, denn es drohte die Kündigung und somit ein vorzeitiger, mit einer Stigmatisierung verbundener Lehrabbruch. Erst die 1920er-Jahre brachten allmählich etwas mehr Rechte für die jungen Menschen, konnten diese sich doch bei einem gewerblichen Schiedsgericht (Gewerbeinspektorat) beschweren und allenfalls Recht erfahren.³⁸

34 Ebenda, S.73.

35 Ebenda, S.75.

36 Ebenda, S.80.

37 Ebenda, S.78.

38 Siehe Gaby Sutter: „Der Meister sagte mir ein paar Mal, er werde mich zum Teufel jagen, da gieng ich.“ Lehrtöchter, Lehrlinge und LehrmeisterInnen vor dem gewerblichen Schiedsgericht und dem Gewerbeinspektorat Basel-Stadt 1890-1920. Unveröff. Lizentiats-

Robert Mayer (1911-2005), *Schreinerlehrling: „Wiederholt auch Situationen und Tiefs“*

Robert Mayer wurde 1911 als Sohn deutscher Eltern im st. gallischen Wil geboren.³⁹ Der Vater wurde 1914 eingezogen und überlebte den Krieg nicht, sodass Mayer seine Kindheit im Wiler Waisenhaus verbringen musste, eine oftmals mühselige, demütigende Zeit.⁴⁰ Nach ersten Berufserfahrungen als Laufbursche in einem Tessiner Hotel trat Mayer eine Lehrstelle bei Schreinermeister Josef Andermatt in Wilen bei Wil an. Er wohnte beim Meister, sein Zimmer war eine winzig kleine Dachkammer, ausgestattet mit bescheidenem Mobiliar. Er teilte die Kammer mit dem „Oberstift“, dem älteren Lehrling. Im Winter fror der Lehrling erbärmlich. Der Brunnen draußen im Hof war die einzige Waschelegenheit. Schon um 6.40 Uhr hatte Mayer den Leimofen einzuheizen, Arbeitsbeginn war um sieben Uhr, um 7.30 Uhr gab es Frühstück, das 15 Minuten dauerte, „und dann ging der Arbeitsbetrieb los“.⁴¹ In der Werkstatt arbeiteten nur der Meister, ein Arbeiter, der „Oberstift“ sowie „Unterstift“ Mayer. Die Kontrolle war also engmaschig. Der Chef besorgte hauptsächlich die Maschinenarbeiten. Das Mittagessen wurde gemeinsam mit der Meisterfamilie eingenommen. Jeder löffelte die heiße Suppe hastig hinunter. Mayer konnte nicht schnell essen und kam beim Essen oft zu kurz, was seinem Muskelaufbau hinderlich war. So erstaunt es nicht, dass er in den Pausen oft in die nahe gelegene Kantine der Bahnangestellten schlich und dort Kuchen aß und ein Glas Milch trank. Auf diese Weise konnte er sich zudem für kurze Zeit der Kontrolle des Meisters und dessen Sohn entziehen.

Nachmittags arbeitete man von ein Uhr bis sechs Uhr abends. Der Samstag war Arbeitstag, danach musste der Lehrling die Werkstatt gründlich reinigen. Immerhin konnte er die Abfallspäne durch Heben eines Bodenbrettes in den Spänekeller hinunterwischen.

Der Meister „war ein strenger, aber auch gütiger Mann und gönnte mir auch ein gutes Wort. Als er später sah, dass ich mich voll einsetzte, gab er mir die Anleitungen und Instruktionen fast väterlich. Auch hier wurde ich so angenommen, wie ich war, so dass der Druck, ein ausgestoßener Wai-

arbeit, Universität Basel, Basel 1999.

39 Siehe Robert Mayer: *Meine Abenteuer als Lausbub, Lehrling, Familienvater und Unternehmer. Die wahre Geschichte eines Wiler Waisen-Hüslers*, Stein am Rhein 2005.

40 Siehe zu schweizerischen Heimkindern den Überblick von Urs Hafner: *Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt*, Baden 2011.

41 Mayer, *Abenteuer*, S.73.

sehüßler zu sein, langsam von mir wich.“⁴² Ein gutes Wort beflügelte den Waisenbuben Mayer somit und ließ ihn seine mit Stigmatisierungen verbundene Biografie vergessen.

Mayer lernte schnell, auch an den Maschinen. Er arbeitete gerne, schon ziemlich selbstständig und mit vollem Einsatz, brachte es auch auf ein ordentliches Arbeitstempo. Er hatte Freude am Werkstoff Holz und besuchte auch die Gewerbeschule voller Freude.⁴³ Manchmal stoppte der Meister die Zeit, um die Effizienz zu überprüfen, wandte also gleichsam tayloristische Methoden an.⁴⁴ Als der Meisterssohn von der höheren Schreinerschule zurückgekehrt war und nun aufwändige Bauernbuffets anfertigte, schaute sich Mayer die Technik des Versiereren ab und konnte so sein Talent gut einsetzen.

Dennoch durchlebte Robert Mayer während seiner Lehrzeit auch „Situationen und Tiefs, in denen ich die grenzenlose Verlassenheit zu spüren bekam. Gerade in dieser Zeit fehlten mir die Geborgenheit einer lieben, verständnisvollen Familie und die kameradschaftliche Führung durch einen mitfühlenden Vater oder einen verantwortungsbewussten Betreuer. Aber nein, ich war ja immer auf mich allein gestellt, und in kritischen Phasen hatte ich keinen Berater.“⁴⁵ Zudem fühlte Robert Mayer, was es bedeutete, dem Meister völlig ausgeliefert zu sein. Nach dem Nachessen hatte er oft noch im Haushalt zu helfen oder Reparaturen auszuführen. Er konnte sich diesen Aufgaben nur selten entziehen, denn die Macht des Meisters war groß.

Robert Mayer trieb Sport, um sich fit zu halten und den freundschaftlichen Kontakt mit Gleichaltrigen zu pflegen, auch einmal über die Schnur zu hauen. Er war trotz seiner bedrückenden Jugend ein fröhlicher junger Mann und ging gerne aus. Er wurde Mitglied des katholischen „Jünglingsvereins“ und spielte dort Theater. Seine ersten kurzen Ferien verbrachte er am Vierwaldstättersee in der Innerschweiz.⁴⁶

Im Jahre 1931 legte Mayer die Schlussprüfungen ab, sehr zur Zufriedenheit des Meisters. Seine Durchschnittsnote betrug 1,8.

42 Ebenda, S.74.

43 Zum Holz als Werkstoff aus historischer Perspektive siehe Joachim Radkau/Ingrid Schäfer: Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte macht, München 2007.

44 Siehe Mayer, Abenteuer, S.76.

45 Ebenda, S.74.

46 Zur Geschichte der Ferien in der Schweiz siehe Beatrice Schumacher: Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses. Schweiz 1890-1950, Wien 2002.

Fritz Frei (1912-1991), Elektromechanikerlehrling: „Auf den Kilometer geben“

Fritz Frei wurde 1912 geboren. Sein Vater war Arbeiter, legte aber Wert darauf, dass sein Sohn eine gute Lehre absolvieren konnte. Im Jahre 1927 trat Fritz Frei in eine Maschinenfabrik als Elektromechanikerlehrling ein. Das Pensum war anspruchsvoll, sowohl schulisch als auch praktisch. Über seine vierjährigen Erfahrungen als Lehrling berichtet Frei ausführlich.⁴⁷ Die Fabrik war groß, insgesamt arbeiteten dort über 70 Lehrlinge. Als erste praktische Arbeit erhielt er von Meister Siegrist die Aufgabe, alle sechs Seiten eines Eisenklotzes schön „plan“⁴⁸ zu feilen. Frei hatte zwar handwerkliche Vorkenntnisse und geschickte Hände, doch er wusste nicht, was „plan“ bedeutete. Er war zu schüchtern, um den Meister zu fragen, sodass er sich an die Lehrlinge nebenan wandte. Diese halfen, spotteten aber auch ein wenig über den unsicheren, etwas ungelenken, noch im Wachstum stehenden Neuen. „Den giftigen Pfeilen des Spotts war er einstweilen schutzlos preisgegeben, doch nahm er sich fortan in acht.“⁴⁹ Die etablierten Lehrlinge wollten bestimmt auch austesten, wie weit sie beim „Frischling“ gehen konnten. Nach zehn Tagen endlich hatte Frei den Klotz fertig. Das war eindeutig zu lange, und beinahe wäre er noch während der Probezeit entlassen worden.

Von den Mitlehrlingen lernte Frei rasch, sich gewisse Freiheiten zu nehmen. So lautete ein gebräuchlicher Ausdruck: „auf den Kilometer gehen“, was einen Bummel durch die vielen Werkhallen bedeutete. Frei gönnte sich solche Auszeiten, die aber auch seine Weiterbildung beförderten. Namentlich die Montagehalle hatte es ihm angetan. So lernte er die Produktionslinien seiner Fabrik aus erster Hand kennen. Dazu trugen auch interne Rochaden bei. Jeder Lehrling wechselte nach einem halben Jahr seinen Standort, sodass er die gesamten betrieblichen Abläufe kennenlernte. Doch der Stress nahm zu, denn Frei musste im Akkord arbeiten: „Wehe dem Burschen, der zu oft oder zu lange aufs WC oder gar ‚auf den Kilometer‘ ging. Widerfuhr ihm ein größeres Missgeschick, konnte er etwas erleben. Die dem System innewohnende Ungerechtigkeit und die daraus resultierende Hetze prägten die Atmosphäre.“⁵⁰

47 Fritz Frei: *An der Werkbank des Lebens. Aufzeichnungen eines Arbeiters*, Bern 1988, S.11-60.

48 Ebenda, S.13.

49 Ebenda, S.14.

50 Ebenda, S.25.

Manche Arbeiter kamen wegen des Zeitdrucks nicht dazu, ruhig zu überlegen und lieferten Pfusch ab oder hatten letztendlich doppelt so lange gebraucht. Wenn etwas schief lief, ging der zusätzliche Zeitaufwand zulasten des Arbeiters. Dann war ein derbes Geflüche in der Fabrikhalle, und es kam vor, dass ein Arbeiter wutentbrannt sein Werkzeug wegwarf. Einige Arbeiter lachten selten und waren kaum für einen Spaß zu haben, andere nahmen es lockerer und rauchten sogar während der Arbeit.⁵¹ Auch Alkohol war ein Thema, wenngleich offiziell verboten.⁵² Die Türen und Wände der hölzernen WC-Kabinen waren mit pornografischen Sprüchen und Zeichnungen übersät, was den jungen Mann neugierig machte. Manche Kollegen rieten ihm, zu einer Prostituierten zu gehen.⁵³

In der werkeigenen Schule fühlte sich Frei wohl. Er lernte gerne und hatte eine rasche Auffassungsgabe. Seine Notizen übertrug er fein säuberlich in ein Reinheft. Nicht nur Fachliches wurde gelehrt, auch Anstandsregeln standen auf dem Lehrplan. Dies zeigt die disziplinierende Funktion der Schule deutlich auf.⁵⁴ Ein Hauptlehrer, Herr Waldburger, war humorvoll und trotz seiner gelegentlichen Zornausbrüche, die auch körperliche Züchtigungen beinhalteten, beliebt bei den Schülern. Ein anderer Hauptlehrer orientierte die Schülerschar gerne über sein Steckenpferd, die Eisenbahn, was auf breites Interesse stieß. Dieser Lehrer bestach auch als Zeichner an der Wandtafel.

Entspannung fand Frei im Theaterclub und im Schwimmverein.⁵⁵ Er ging gerne ins Kino, sein Idol war der deutsche Schauspieler Willy Fritsch. Er schloss seine Lehre mit sehr guten Noten ab.

51 Ebenda, S.42.

52 Ebenda, S.32. Siehe auch Fabian Brändle/Hansjakob Ritter: Zum Wohl! 100 Jahre Engagement für eine alkoholfreie Lebensweise, Basel 2010. Frei schloss sich später dem „Blauen Kreuz“ an und pflegte einen abstinenter Lebensstil.

53 Frei, Werkbank, S.35.

54 Siehe beispielsweise Franz Kost: Volksschule und Disziplin. Die Disziplinierung des inner- und außerschulischen Lebens durch die Volksschule, am Beispiel der Zürcher Schulgeschichte zwischen 1830 und 1930, Zürich 1985; Kate Rousmaniere/Kari Dehli/Ning de Coninck-Smith (Hrsg.): Discipline, Morale Regulation, and Schooling. A Social History, New York 1997.

55 Siehe auch Fabian Brändle: „Es war fast paradiesisch, in den weiten See hinaus zu schwimmen“. Badeplausch in der Schweiz, 1880-1950, in: Sportzeiten. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft, 12/3 (2012), S.24-36.

Rudolf Lanz (geb. 1942), *Kaufmännischer Lehrling: Ein Patron alten Stils als Chef*

Rudolf Lanz wurde 1942 im Berner Emmental geboren. Der Vater war Lok- und Werkführer, der Großvater besaß eine kleine Autogarage und betrieb nebenbei die Postautolinie Huttwil-Wyssachen. Die Technik war also seit Kindsbeinen an Teil im Leben von Rudolf Lanz, sein Technikverständnis war groß.⁵⁶ Dennoch trat er, obschon „kein ausgesprochener Büromensch“,⁵⁷ im Jahre 1960 eine kaufmännische Lehre bei der Pumpenfabrik Lanz an. Über einige Episoden seiner Lehrzeit berichtet Lanz recht ausführlich.⁵⁸

Sein Chef hinterließ bei ihm einen bleibenden Eindruck: „In meinem beruflichen Leben hatte ich zahlreiche Vorgesetzte, jedoch nur wenige Chefs. Der Pumpi-Lanz zählte zu jenen Menschen, die das Prädikat ‚Chef‘ verdienten. Selbstverständlich machte auch er Fehler. Einige wirkten sich direkt auf sein Portemonnaie aus. Auf der anderen Seite bestach er durch eine außergewöhnliche technische Kreativität. Von dieser Fähigkeit profitierten alle, seine Angestellten wie auch seine Kunden. Der Weg vom genialen Einfall erwies sich jeweils als lang. Geduld und Hartnäckigkeit waren gefragt.“⁵⁹ Rudolf Lanz verglich seinen Chef mit modernen Managern und kritisierte die Kurzfristigkeit von deren Denken im Gegensatz zum früheren langfristigeren. Der Chef, genannt „Pumpi-Lanz“, war „unbestrittener Herrscher über seinen Fabrikationsbetrieb. Manchmal etwas rücksichtslos und scheinbar hartherzig, dann wiederum verständnisvoll und versöhnlich. Niemand ließ er gleichgültig.“⁶⁰

Der Chef arbeitete jeden Samstag und sah es nicht gerne, wenn an diesem Tag nicht alle Stellen besetzt waren. Er vergab dann jeweils Sonderaufträge. Beliebt waren bei den Lehrlingen Botenfahrten mit dem „Amischlitten“ des Firmenbesitzers. Damit konnte man imponieren, den Gleichaltrigen und natürlich auch den jungen Frauen. Lanz sehnte sich oft nach

56 Siehe auch Thomas Hengartner/Johanna Rolshoven (Hrsg.). *Technik-Kultur. Formen der Veralltäglichung von Technik – Technisches als Alltag*, Zürich 1998.

57 Rudolf Lanz: *Huttwiler Geschichten. Erinnerungen, Anekdoten und Originale*, Huttwil 2012, S.118.

58 Siehe ebenda, S.104-122.

59 Ebenda, S.104. Siehe auch Christian Pfister: *Vom Paternalismus zur Marktwirtschaft 1798-1856*, in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, 60 (1998), 3, S.160-175.

60 Lanz, *Geschichten*, S.104.

Abwechslung und solchen Botengängen, denn der Büroalltag war oft von Routine geprägt und entsprechend langweilig. „Jede Arbeitszeitverkürzung sah“ der Chef „als Rückschritt und als Bedrohung für sein Lebenswerk.“⁶¹ Lanz war risikofreudig und investierte in neue, teure Maschinen, mit denen er auch Fremdaufträge verarbeitete, sich aber nicht von Großbetrieben abhängig machte.

„Pumpi-Lanz“ war also ein Patron alten Stils, technisch hochbegabt, phantasievoll, aber auch statusbewusst und sich als kleiner Alleinherrscher gebarend. Er war recht großzügig und entlohnte treue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter besser als die Konkurrenz. Andererseits war er sozial gesehen konservativ, ja reaktionär. Er war gegen Sozialreformen und verlangte der Arbeiterschaft alles ab. Mit seinem „Späherblick“⁶² durchstreifte er die Fabrik. Ihm fiel sofort auf, wenn jemand nicht am Arbeitsplatz war. Namentlich die Lehrlinge hatte er im Visier. Erwischte er einen Säumigen, gab es ein gehöriges Donnerwetter. Wer dem Chef mutig entgegentrat, dessen Status stieg innerhalb der Belegschaft an. So belohnten die Arbeiter den Mutigen.

Im Büro lernte Rudolf Lanz nicht nur kaufmännische Grundfertigkeiten wie Französisch, Korrespondenz und Buchhaltung, er lernte auch, sehr sorgfältig zu arbeiten und eine ordentliche Ablage zu führen. Ordnung wurde im Betrieb groß geschrieben, beinahe schon pedantisch achtete der Chef auch auf Reinlichkeit und aufgeräumte Schreibtische. Somit gab es immer etwas zu tun.

Andererseits herrschte ein „kreatives Chaos“, wenn der Chef einen seiner genialen Einfälle hatte. Dann hingen Skizzen und Blätter auf den Wänden, jedermann war am Zeichnen und Brüten. Wie Rudolf Lanz schreibt, waren solche Arbeitsphasen zwar intensiv, aber auch sehr spannend.

Schluss

Anhand der Analyse von fünf Selbstzeugnissen habe ich den Versuch unternommen, den Erfahrungsraum „Lehre“ zu fassen. Die Lehre war eine „rite de passage“ (Arnold van Gennep), eine Übergangszeit vom Jugendlichen zum Erwachsenen. Ich habe mich auf die Erinnerungen von Männern konzentriert und mich bewusst auf einen langen Zeitraum eingelassen. Ich bin mir des Skizzenhaften, Unfertigen meiner Beobachtungen bewusst und hoffe, zu vertieften Forschungen anzuregen.

61 Ebenda, S.105.

62 Ebenda, S.120.

Aus meinen Ausführungen lassen sich dennoch einige Schlüsse ziehen. Erstens zeigt sich die disziplinierende Funktion der Lehre deutlich im Erleben der jungen Männer. Normen korrespondierten also mit Erfahrung. Die Lehrlinge lernten im harten Arbeitsalltag die Pflichten der Arbeitswelt kennen. Wer nicht gehorchte, musste mit Sanktionen rechnen. Das war im Kleinbetrieb, wo der Meister alles und jeden im Auge hatte, eher der Fall als im Großbetrieb, wo man leichter einmal aussetzen konnte. Im gleichsam vormodernen Verhältnis zwischen Meister/Vorarbeiter und Lehrling zeigt sich die patriarchale Struktur der Arbeitswelt „von gestern“.

Zweitens aber erkämpften sich auch Lehrlinge Freiräume, übten sich in „Eigensinn“ (Alf Lüdtkje), entwickelten Strategien, um den Blicken des Chefs zu entgehen. Bald hielten sie zusammen, bald beargwöhnten und verspotteten sie einander. Selbst dem „Oberstift“ war der „Frischling“ beinahe absoluten Gehorsam schuldig.

Drittens war die Lehre sicherlich ein wichtiger Lebensabschnitt. Doch hat es sich gezeigt, dass die jungen Männer auch andere Interessen hatten als die oft lästige, strenge Arbeit. Manche lasen, andere trieben Sport, spielten Theater. Schließlich interessierten sie sich auch für junge Frauen. Somit wäre ich inskünftig vorsichtiger, die Arbeitswelt als wichtigsten prägenden Faktor im Leben eines (jungen) Menschen zu bezeichnen.